

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 21 (1969)
Heft: 12

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Z»

Produktion: Frankreich, Algier 1969

Regie: Costa-Gavras

Darsteller: Yves Montand, Irène Papas, Jean-Louis Trintignant, Jacques Perrin

Verleih: DFG, Genf

uj. In einem europäischen Mittelmeerland erfreut sich der Politiker «Z», ein Führer der Opposition, immer grösserer Beliebtheit. Seine Gegner sehen dieser Entwicklung mit Unruhe zu. Sie versuchen, eine politische Versammlung, die «Z» in einer grösseren Stadt angesagt hat, zu verhindern. Die Versammlung kommt trotzdem zustande. Beim Verlassen des Tagungssaales wird «Z» von einem motorisierten Dreirad angefahren. Später erliegt er im Spital seinen Verletzungen. «Gehirnblutung als Folge des Unfalls», stellt die Polizei in ihrem Rapport lakonisch fest. Bei der Autopsie stellt der Arzt aber fest, dass nicht der Zusammenstoss mit dem Dreirad, sondern ein Schlag auf den Kopf den Tod des Politikers verursacht hat. Der mit der Untersuchung beauftragte Richter erfährt, dass gegen «Z» Morddrohungen ausgesprochen wurden. Ein wichtiger Zeuge wird auf dem Weg zum Gericht spitalreif geschlagen, ein Journalist kommt in den Besitz von belastendem Material. Der Polizeichef, ein General und der Chef der Gendarmerie sind in die Sache verwickelt. «Z» — es ist offenkundig — ist ermordet worden. Ein ordentlicher Prozess kann jedoch nicht stattfinden. Sieben wichtige Zeugen sind inzwischen eines mehr oder weniger «natürlichen» Todes gestorben. Die Strafen für die Verantwortlichen sind symbolisch, ein politisches Verbrechen hat seinen Abschluss gefunden.

Costa-Gavras («Compartiment tueurs» und «Un homme de trop») hat diese Story im Stile des perfekten amerikanischen Films und ohne Angst vor ausgesprochener Publikumswirksamkeit inszeniert. Kein Geringerer als der Franzose Raoul Coutard hat photographiert, perfekt wie immer und zudem sichtlich engagiert. Dem Werk liegt der Roman des im Exil lebenden Griechen Vassili Vassilikos zugrunde. Ein Film von unheimlicher Dramatik ist entstanden, ein Werk, dem sich keiner zu entziehen vermag. «Z» ist der politisch engagierte Film der letzten Jahre. Zweifellos aus ernster Besorgnis entstanden, ist seine Absicht ehrlich. Dass «Z» ausgerechnet aus Frankreich kommt, dessen Filmkunst uns in den letzten Jahren zum grössten Teil mit eleganter, aber im allgemeinen unverbindlicher Schöngestei und mit Werken abseits der politischen Realität der Gegenwart beliefert hat, ist erstaunlich.

Der Name Gregories Lambrakis wird nie ausgesprochen, die Bezeichnung Griechenland fällt nicht. Und doch ist jedem klar: Costa-Gavras meint mit seinem Film «Z» den Mord an diesem Abgeordneten der pazifistisch gesinnten Union der Linksdemokraten (EDA), die Untersuchung gegen die Verantwortlichen und den Prozess, der zur Farce wurde. Gemässigte und Linke spenden dem Werk gemeinsam Beifall: einer der es sagen darf. Costa-Gavras als Enthüller der schmierigen Geschäfte und perfiden Schachzüge hoher griechischer Militärs, die heute zum grossen Teil wieder an der Macht sind. Gewiss, das stimmt. «Z» ist indessen weit mehr als die exakte Rekonstruktion eines politischen Verbrechens. Der Film ist ein Modellfall für die Diktaturen schlechthin, für jene in Griechenland so gut wie für jene in Spanien oder in verschiedenen südamerikanischen Staaten, für westliche und östliche. Starke Männer in Uniform und kriecherische Minister sind nicht allein in Hellas eine Gefahr. Und letztlich: das Gespenst der Diktatur, mag sie durch einen Tyrannen, Militärs, ein Scheinparlament oder eine Einheitspartei ausgeübt werden, lauert hinter jeder Demokratie. Besonders wenn sich diese nicht mehr auf ihre inneren Werte besinnen sollte: die Rechte



Ein politischer Mord, von hochgestellter Seite veranlasst und gedeckt, ist Gegenstand des wichtigen Films «Z» von Costa Gavras

der Minderheiten, der Opposition und der freien Aeusserung in Wort, Ton und Bild.

«Das Hauptthema von «Z» ist nicht ein Plädoyer für eine Partei, sondern für einen Menschen», hat Costa-Gavras gesagt. Diese Bemerkung enthält eine wichtige Erkenntnis: wo immer Menschen ihrer Ueberzeugung wegen — sei diese nun politischer oder vielleicht auch religiöser Art — unterdrückt oder gar umgebracht werden, geschieht bitteres Unrecht. Wenn Mord zur staatserhaltenden Funktion wird, Korruption und Schiebung zur Tagesordnung gehören, dann hat die Freiheit abgedankt, werden die Menschen zum Freiwild einer fragwürdigen Ordnung. Dann bleibt den Aufrichtigen nichts mehr als der Glaube an den Buchstaben «Z», der auf altgriechisch soviel wie «er lebt» bedeutet. Er lebt: der Körper des Mannes, der freiheitliche Ideale rechtmässig vertreten hatte, ist zwar gestorben, sein Geist indessen lebt weiter.

In «Z» wird die Rekonstruktion eines politischen Verbrechens zum Modellfall, weil die angewandten Methoden bis ins Detail analysiert werden. Ihre Gültigkeit ist allgemein: überall wo Menschen aus politischem Unbelieben verfolgt und getötet werden, wird versucht, den Mord als Unfall zu deklarieren. Ueberall, wo unbehagliche Prozesse gegen «angesehene» und hochgestellte Männer laufen, werden die Zeugen beseitigt. Und überall sind es die kleinen Verblendeten, die zum Werkzeug der Tyrannen werden, die ihre Hände mit Blut besudeln, in der Hoffnung, dem Elend und den Sorgen entrinnen zu können. Der Mord an Prof. Lambrakis, der am 22. Mai 1963 in Saloniki verübt worden ist, steht da für die politischen Morde schlechthin. Seine Allgemeingültigkeit beruht auf der menschlichen Unzulänglichkeit, sich Macht mit allen — auch unerlaubten — Mitteln anzueignen: ein ewig wiederkehrendes Drama, das sich immer auf dem Rücken eines leidenden Volkes abspielt.

«Z» ist ein Thriller. Gute Verständlichkeit und eine immense Spannung zeichnen ihn aus. Dass er nicht am Tatort gedreht werden konnte, sondern im in manchen Belangen nicht minder geknebelten Algerien, dass die Filmmusik des bekannten und heute noch gefangenen gehaltenen Komponisten Mikis Theodorakis dem Vernehmen nach aus Griechenland herausgeschmuggelt werden musste, ist Ironie des Schicksals. «Z» ist ein Film für alle, er geht jeden an: jene, die sich als Gemässigte für eine einwandfrei funktionierende Demokratie einsetzen, aber auch die Extremisten von der militanten Rechten bis zur äussersten Linken. Costa-Gavras Film ist ein ungeheuer intensives und hochpolitisches Werk über die Bedrohung der Freiheit. Schweizer, höret die Signale!

Joanna

Produktion: England, 1967
Regie: Michael Sarne
Besetzung: Geneviève Waite, Christian Doerner,
Calvin Lockhart, Donald Sutherland
Verleih: Fox

FH. Eine hübsche Provinzlerin aus guten Verhältnissen will in die Grosstadt. Der übliche Erlebnishunger treibt sie, der selbstbewusste Glaube, gegen alle Tücken Londons gefeit zu sein. Doch sie ist es eben nicht. Zwar scheint zu Beginn, als sie Malerei studiert, alles gut zu gehen, auch lernt sie einen reichen, jungen Lord kennen. Doch bald gerät sie in Gesellschaft einer schwarzen Freundin auf eine abschüssige Bahn, landet in der Gesellschaft von Playboys und schliesslich von Verbrechern und einem Mörder, der zu 10 Jahren verurteilt wird und von dem sie ein Kind hat. Da verabschiedet sie sich wieder, unter lustigen musikalischen Rhythmen, und mit der Schlussbemerkung: «Das ist nicht das Ende — ich komme wieder!»

«Niemals!» antwortete darauf im Chor ein grosser Teil der Zuschauer in Cannes und «Joanna» wurde der am stärksten ausgebuhte Film des Festivals von 1968. Er ist in der Tat eine seltsame Mischung von snobistisch pseudo-philosophischen Diskussionen und sentimental Ansichten-karten-Bildern mit einer an sich flüssigen Regie, Pop und dem ausgezeichneten Spiel der Heldin, welche die wirre Geschichte etwas glaubhaft macht, den Schluss vielleicht ausgenommen. Das Girl kann einem in seiner unerschütterlichen Naivität leid tun. Doch das ist alles. Der Film bemüht sich keineswegs, etwa eine Warnungstafel aufzustellen, er scheint im Gegenteil das Geschehen ganz normal zu finden, auch Warenhausdiebstahl und Totschlag. Im Grunde ein reaktionäres, glaubensloses Machwerk, das dabei stehen bleibt, dass das Leben nun einmal so ist und wir uns damit abzufinden hätten, am besten, indem wir die glücklichen Augenblicke voll genossen und möglichst zu vermehren suchten, die unglücklichen aber mit Gelassenheit, Gleichmut, jedenfalls ohne Nachdenken in Kauf nähmen. Wenn der Film einen Sinn hat, so nur den einer Herausforderung an uns, uns auf das zu besinnen, was uns weit von ihm trennt.

Die Frau aus dem Nichts

(Secret ceremony)

Produktion: USA/England, 1968
Regie: Josef Losey
Besetzung: Elisabeth Taylor, Mia Farrow,
Robert Mitchum
Verleih: Universal

ms. Wer Joseph Losey schätzt, tut es darum, weil dieser — in England arbeitende — Amerikaner Modelle setzt für die Kommunikation der Menschen untereinander, Modelle der Beziehungen von Macht und Ohnmacht zwischen ihnen. Er ist ein Künstler, dessen Werke Schächte sind, die ergründet werden müssen. Meist führen diese Schächte in dunkelste Tiefen, und wie weit man in ihnen auch hinabsteigt, ihr Geheimnis gibt sich doch nie ganz preis. Das ist in Loseys besten Filmen so. Gräbt einer Schächte, nimmt er freilich auch das Risiko auf sich, dass sie ihm einstürzen. Der Einsturz trug sich wieder einmal mit «Secret Ceremony» zu.

Losey, der eine Erzählung von Carlo Denevi zum Vorwurf genommen hat, wandelt sein Thema ab: Eine ins Alter kommende Frau, Eleonara, deren Tochter im Alter von zehn

Jahren ertrunken ist, wird von einem Mädchen, Cenci, deren Eltern beide tot sind, in die ihm hinterlassene herrschaftliche Villa gelockt. Cenci, 22jährig, ist schizophren: Sie usurpiert die ihr fremde Frau als Mutter, wehrt sich aber gegen sie, als diese von ihr mit Muttergefühl wirklich Besitz ergreifen will; sie weigert sich, erwachsen zu sein, redet wie ein Kind und räkelt sich in ihrer Infantilität, aber sie ist geplagt von ihrem Geschlecht, gibt vor, von Albert, ihrem Stiefvater vergewaltigt worden zu sein und spielt die Schwangere. Zwischen den drei Personen gewittert der Kampf um den gegenseitigen Besitz, jeder will Macht über den anderen, jeder zerstört sich am anderen, den er selbst zerstören will. Cenci macht Selbstmord, Albert wird von Eleonara erstochen. Diese allein bleibt übrig: Sie kommentiert sich, auf dem Bett liegend, selbst als die Maus, die in die Milch gefallen ist, in dieser strampelte, bis daraus Butter wurde, so dass sie wieder festen Grund unter den Beinen bekam.

Von diesem Ende her, dessen «darwinistische» Moral doch allzu plump ist, entpuppt sich der Film, was schon vorher immer wieder zu vermuten war, als Untiefe. Losey hat hier nicht mehr zustande gebracht als eine psychologische Schauerermär. Natürlich fasziniert seine Begabung, zwielichtige Naturen, frustrierte und gebrochene Menschen, glaubhaft zu machen; natürlich hat er Meisterschaft zur Hand, indem er alle Spannung daraus gewinnt, dass er die Beziehungen zwischen den Personen undurchsichtig hält. Aber allzu oft gleitet die Spannung ins Melodrama ab, allzu oft bleibt der Film in der plakativen Romantik der Schaueratmosphäre stecken. Und unerträglich wird Losey dann, wenn er sein formalen Ticks zelebriert, seine Symbole, die meist leer sind, etwa die Spiegelwände, in deren Widerbildern sich das Mädchen narzistisch dreht, die mechanischen Puppen und die Spieluhren, die erklären sollten, was mit



Elisabeth Taylor (links) in Loseys Film «Die Frau aus dem Nichts», vermag den Film nicht auf eine allgemeingültige Ebene zu heben.

den Personen, vor allem dem Mädchen, gemeint ist. Das hat man schon zum Ueberdruß gesehen.

Man wird den Verdacht nicht los, dass Losey sich vom Erfolg eines Roman Polansky, in dessen «Rosemary's Baby» ja Mia Farrow ebenfalls gespielt hat, hat beeindruckt lassen. «Secret Ceremony» wird nicht gültig für eine bürgerliche Welt, deren Perversion Losey anklägerisch aufhellen will. Der Film bleibt ein psychiatrischer Fall.

Eine verheiratete Frau

(Une femme mariée)

Produktion: Frankreich, 1964

Regie: J. L. Godard

Besetzung: Macha Meril, Bernard Noël, Philippe Leroy

Verleih: Vita

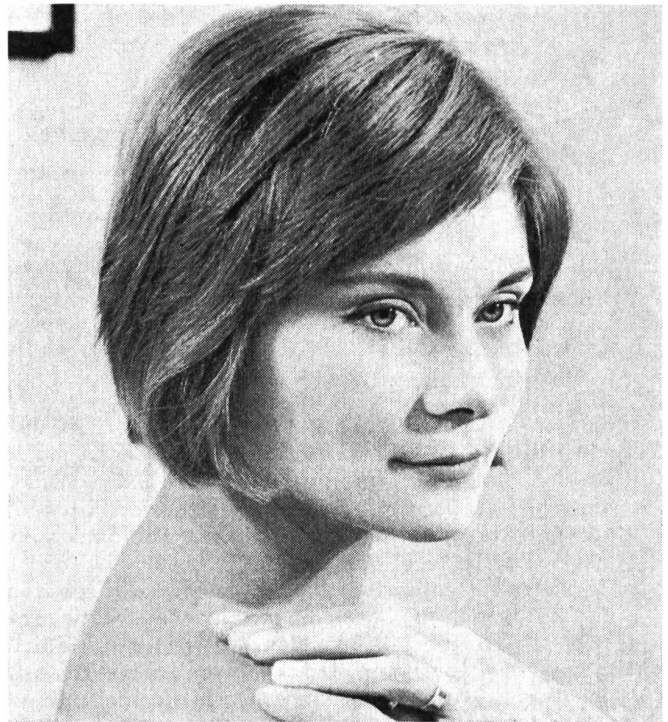
ms. Es scheint, dass spätestens mit «Pierrot le fou», 1965 gedreht, 1966 in Zürich gespielt, der Bann gebrochen worden ist, der, weil angeblich kein Publikumsinteresse vorgelegen habe, über die Filme von Jean-Luc Godard verhängt war. Nicht nur kommen fast alle Filme — Godard dreht in rascher Folge, jeweils auf eine ihn inspirierende aktuelle Situation ansprechend — ins Kino, die seither entstanden sind, auch einige der früheren, die bisher nicht beachtet worden sind, werden nachgeholt.

«Une femme mariée» variiert ein Thema, das Godard einige Jahre hindurch sehr beschäftigt hat: die Frau, die in der Welt der Männer zur Sache wird. Das Grundmuster zu diesem Thema hatte Godard bereits in seinem sehr frühen Kurzfilm «Charlotte et son Jules» angelegt, in «Une femme est une femme» (1961) stellte er es zum erstenmal ins Zentrum eines grossen Films, in «Vivre sa vie» (1962) war es menschlich wie künstlerisch ausgereift. Wie er dieses Thema in «Une femme mariée» wiederum abwandelt, zeigt die Mutationen an, die Godard mit jedem seiner Filme an sich selber erfährt, zeigt auch an, wie sich seine Filme allmählich politisierten im Sinne einer radikaler werdenden Kritik an der zeitgenössischen Gesellschaft.

Die «Heldin» von «Une femme mariée», Charlotte, ist eine Frau, die, wie jede Frau — so setzt Godard den Fall —, ausgezeichnet ist durch ihre Offenheit des Fühlens. Offenheit geht immer auf das Absolute hin, das heisst auf die Ausschliesslichkeit der Bindung. Es ist nicht Zynismus, wenn Charlotte schliesslich gleichgültig wird gegenüber der Frage, von wem sie schwanger sei, vom Ehemann oder vom Freund. Es ist eine Gleichgültigkeit der Resignation. Charlotte füllt, was brach in ihr liegt, mit jenen Bildern des vorgegebenen Lebens auf, wie sie von den Illustrierten und von der Werbung aufgekauft werden: mit den Bildern und den Slogans vom Ideal einer Weiblichkeit, für die einzig noch der Körper zählt, die Pflege des Körpers, der so zur Luxusware wird.

Diese Versachlichung der Frau zur Physis, diese Identifizierung, die Charlotte nach dem Muster der Reklame mit sich vornimmt, indem sie sich zur Luxusware stilisiert und folgerichtig den Tod des Gefühls in sich vorbereitet, ist — individuell gesehen — tragisch, gesellschaftlich analysiert aber eine kritische Verurteilung unserer Gesellschaft. Während Nana S. in «Vivre sa vie» physisch stirbt, stirbt Charlotte moralisch, und in jedem Fall ist es der Tod einer Frau, die zur Sache geworden ist: die perfektionierte Konsumwelt zerstört das Lebendige.

Godard hat für diesen Film, wie für «Vivre sa vie», den Ton eines Fachbuches gewählt. Es gibt in dem Film keine offene Erotik — ohne jeden Versuch, von ihm ein erotisches Stimulans ausgehen zu lassen, wird sachlich abgehandelt, faktisch gezeigt. Der Film ist ein Lehrstück.



Macha Meril in der Titelrolle von Godards Film «Eine verheiratete Frau», die in der heutigen Welt der Männer unbewusst zur Sache wird.

Die sieben Männer der Sumuru

Produktion: Deutschland/Spanien/USA, 1968

Regie: Jess Franco

Besetzung: Shirley Eaton, Richard Wyler, Georg Sanders, Maria Rohm

Verleih: Rex

CS. Sumuru ist ein Karambolagegirl mit Männerhass und Frauenstaat Femina im brasilianischen Urwald. Sumuru giert nach der Weltherrschaft, doch weder Sumuru noch Drehbuch noch Regie machen irgendwelche Anstrengungen, diese auch wirklich zu erhaschen. Bis jetzt hat Sumuru sieben reiche Männer um Millionen erpresst und sie in Glaskerker versorgt, wo sie einfach dahinschmachten. Und nun trudelt der Detektiv Suttin ein, dem sie zehn Millionen Dollars abnehmen möchte. Doch Richard Wyler hat von dem gramgebeugten Walter Rilla den Auftrag bekommen, dessen Töchterchen aus Sumurus semilesbischen Händen zu befreien.

Wie das so bei D-Produktionen üblich ist: viel verschämte Nuditäten, Flugzeuge schnurren herum, der Zuckerhut von Rio, zahlreiche Mädchen mit unverstelltem Bauchnabel und MPis in den Pfötchen, und am Schluss einige Helikopter. Shirley Eaton als Sumuru ist teils blond teils dunkel behaart, tut eigentlich nichts, räkelt sich bisweilen auf einer Lasterwiese und drückt ein bisschen Knöpfe. In Rio sitzt ein böser Gangster, George Sanders, dem aber die Regie keinerlei Chance gibt. Bekanntlich ist Sanders jahrzehntelang derjenige Darsteller gewesen, der das am besten artikulierte Filmenglisch sprach. Da aber der Farbstreifen synchronisiert ist, entfällt auch diese Möglichkeit. Am Schluss geht die Frauenstadt Femina mit allem in die Luft. Doch Sumuru überlebt. Ähnlich wie Dr. Fu Manchu. Wenn wir Pech haben, wird Sumuru noch einige Male ein bisschen herumlesbiern.

Hängt ihn höher

(Hang'em High)

Produktion: USA, 1968

Regie: Ted Post

Darsteller: Clint Eastwood, Inger Stevens, Pat Hingle

Verleih: Unartisco

uj. Das Recht ist eine komplexe Sache: das erfahren die paar Männer aus Reed Creek, die in heiligem Zorn gegen einen Viehdieb und Mörder den Falschen hängen, das erfährt Marshall Jed Cooper, der beinahe das Opfer dieser Lynchjustiz wurde und den die Rache an seinen Peinigern nicht glücklich macht, das erfährt eine junge Witwe, deren Mann brutal niedergeschossen wurde, und das erfährt nicht zuletzt der Richter in Fort Grant, der das Recht zu seiner heiligen Privatsache macht. Selbstgerecht schickt er kleine und grosse Verbrecher, Männer, die jenseits des Gesetzes stehen, serienweise in den Tod.

«Hang'em High» ist einer jener modernen amerikanischen Western, die das Element der Härte, der Brutalität von den italienischen übernommen haben, ohne dabei das Hauptmerkmal des ursprünglichen Genres zu vergessen: die Moral. Die Fragwürdigkeit der von Menschenhand geschaffenen Gesetze — seien es nun die des Staates oder jene der Prärie — wird in einer vielschichtigen Story aufgeworfen. Mehr Liebe und mehr Menschlichkeit anstelle nackter Paragraphen und kühlem, berechnendem Gerechtigkeitssinn wird da gefordert. Menschlichkeit, wie sie etwa die Witwe zeigt, wenn sie ihre echte Liebe zum Marshall über den Hass auf die Mörder ihres Gatten stellt. Das geschieht ganz unaufdringlich, ohne Sentimentalität und falsches Pathos. Und die Richtigkeit ihrer Entscheidung wird erst in der Schlusssequenz deutlich, in der Marshall Cooper seine Rache vollbracht hat und mit leerem, bitteren Gefühl dasteht.

Ein Unbekannter namens Ted Post hat diesen Western inszeniert, geschmeidig und mit beachtlichem handwerklichem Geschick. Trotzdem der Film gegen den Schluss hin mehr und mehr zum psychologischen Drama wird, bleibt die Aktion im Vordergrund stehen. Die Spannung, auch die äusserliche, bleibt erhalten, das Schauvergnügen — ein wichtiges Element des Western — ist ungetrübt. Clint Eastwood spielt die Titelrolle. Ted Post hat aus ihm einen Menschen gemacht, einen edlen und fehlbaren zugleich. Diesen zweifellos grossartigen Schauspieler einmal nicht nur als ausdrucksloses Schemen vor den Kulissen des italienischen Wildwestfilms, sondern als Charakter mit Gefühlsregungen zu sehen, ist allein schon ein Erlebnis.

Das Zeitgeschehen im Film

Die neuesten, schweizerischen Filmwochenschauen

Nr. 1363: Bogenschützentouren in Basel — Generalprobe für die Weltausstellung — Seon O'Faolain in Zürich — Posters in Bern.

Nr. 1364: Buchdruckerjubiläum — Käferfest in Oerlikon — Tell-Stafette in Bürglen

Wer FILM UND RADIO abonniert,

weiss immer, welche Filme er sehen,
welche Fernsehsendungen er geniessen,
welche Radiosendungen er hören soll,

bleibt über die kommenden Entwicklungen informiert.

Diese Besprechungen können auch auf Halbkarton separat bezogen werden. Abonnementszuschlag Fr. 4.—, vierteljährlicher Versand. Bestellungen mit Postkarte bei der Redaktion.

Die Besprechungen können auch separat, ohne die Zeitung, abonniert werden zu Fr. 10.— jährlich.

Die Ente klingelt um halb acht

Produktion: Deutschland/Italien, 1968. — Regie: Rolf Thiele. Besetzung: Heinz Rühmann, Hertha Feiler, Granzienne Granata, Charles Regnier. — Verleih: Rex.

Schlechter Unterhaltungsfilm von einem Computerspezialisten, der infolge eines Verkehrsunfalls mit einem Elefanten in eine Nervenheilanstalt gerät, wo er erst entlassen wird, als er alles Verlangte zugibt, dafür jedoch in eine verwirrte Gerichtsverhandlung gerät, bis er geheilt ist. Billig und verstaubt. Schade um Heinz Rühmann, der Besseres kann.

Hells Angels / Die wilden Schläger von San Francisco

Produktion: USA, 1967. — Regie: Richard Rush. — Besetzung: Andam Roarke, Jack Nicholson, Sabrina Scharf. — Verleih: Stamm.

Weiterer Film aus der Reihe der «Motorrad-Engel», jener Banden, die die Strassen Amerikas unsicher machen, verbrämt durch die gewohnten Schlägereien, Sexorgien und Rauschgiftgenüsse, von Alkohol nicht zu reden. Trauriges Ende des Anführers und andere schein-positive Charakterisierungen dienen als Deckmäntelchen.

Das Go-Go-Girl vom Blow-up

Produktion: Deutschland/Schweiz, 1968. — Regie: Rold Olsen. — Besetzung: Eddi Arent, Gunther Philipp, Beppo Brem. — Verleih: Elite

Kampf um einen Beat-Schuppen, den «währschafte» oberbayrische Kräfte in eine Bierschwemme verwandeln möchten. Pseudo-Lustspielfilm mit ältesten Clichés, wertlos.

Todesschüsse am Broadway

Produktion: Deutschland, 1968. — Regie: Harald Reinl. — Besetzung: George Nader, Heinz Weiss, Heidy Bohlen. — Verleih: Rex.

Pseudo-amerikanischer Film der Jerry Cotton-Serie. Cotton sucht nach der Beute eines Raubüberfalls und wird dadurch zum Konkurrenten anderer, dunkler Kräfte. Selbstverständlich siegt er am Schluss. Konfektionsware.

Der Pfandleiher / The Pawnbroker

Produktion: 1964. — Regie: Sidney Lumet. — Besetzung: Rod Steiger, Geraldine Fitzgerald, Jaime Sanchez, Baruch Lumet, Thelma Oliver. Verleih: Columbus.

Ehemaliger jüdischer Professor in Leipzig, versteinert durch die grauenvollen Erlebnisse, die ihm und seiner Familie im KZ von entmenschten Nazis zugefügt wurden, vegetiert als Pfandleiher unter schwersten Lebensbedingungen in New York. Dort erlebt er, dass Anstand und rechtliche Gesinnung noch nicht ausgestorben sind. Ein packender Film, einer der wenigen, die sich mit dem Problem der Bewältigung der Nazi-Unmenschlichkeit befassen, hervorragend gespielt.

Ausführliche Kritik FuR, Jahrgang 1968, Nr. 5, Seite 66.

Der Fremde / Lo Straniero

Produktion: Italien, 1967. — Regie: Lucchino Visconti. — Besetzung: Marcello Mastroianni, Anna Karina — Verleih: Star-Film.

Nicht restlos geglückter Versuch, den gleichnamigen Roman von Camus zu verfilmen, besonders nicht in seinen geistigen Aussagen. Ein Franzose erschießt in Algier ohne ernsthafte Motivierung einen Araber und wird dafür zum Tode verurteilt. Nachdem er bis dahin nicht wusste, warum er überhaupt lebe, lernt er angesichts des Todes die Bedeutung eines jeden Augenblicks, die Freiheit des Geistes erkennen. Nicht überzeugend, bildnerisch jedoch hervorragend. — Ausführliche Kritik FuR, Jahrgang 1968, Nr. 5, Seite 66 f.

Die Chinesin / La Chinoise

Produktion: Frankreich, 1966. — Regie: J. L. Godard. — Besetzung: Agnes Wiazemsky, Jean-Pierre Léaud, Michel Seme-niako. — Verleih: Majestic.

Demonstration maoistischer Weltanschauung, durch Jugendliche mit negativem Erfolg in die Tat umzusetzen versucht. Heute überholt und verstaubt. Gestalterisch auf Tempo angelegt, Kino für Eingeweihte, kompromisslos brechtisch stilisiert.

Ausführliche Kritik FuR, Jahrgang 1968, Nr. 5, Seite 67.